

Fallstrick oder Glücksfall?

Der deutschschweizerische Sprachformengebrauch
in Diskussion¹

Prof. Dr. Helen Christen

Festvortrag zum Dies academicus am 5. November 2003 Kultur- und Kongresszentrum Luzern

Im Zürcher Tages-Anzeiger vom 28. Juni 2003 wird ein Obwaldner Lehrer wie folgt zitiert: «Ich wende die so genannte Standardsprache seit ein paar Jahren im Turnunterricht an». Der Lehrer tut offenbar das, was die sogenannte PISA-Steuerungsgruppe als eine der Massnahmen gegen das schlechte Abschneiden der Schweizer Schulkinder in der viel diskutierten PISA-Studie empfiehlt:² nämlich vermehrt Standardsprache³ zu sprechen. Der Dialekt: Ein Fallstrick für den Erfolg in der Schule und im Leben?

Ein absoluter Goldschatz sei unser Dialekt, meint dagegen der Sprachwissenschaftler Walter Haas in der Weltwoche vom 31. Juli 2003, wo der Linguist wie folgt zitiert wird: «Wir können miteinander – und das heisst auch mit Leuten, die einen anderen Dialekt sprechen als wir selber – reden, ohne aufpassen zu müssen, ob wir die Sprache «richtig» verwenden und ohne Angst zu haben, dass wir dabei soziale fauxpas begehen.» Dialekt als sozialer Glücksfall?

Die kontroverse Diskussion um den deutschschweizerischen Gebrauch von Dialekt und Standardsprache hat Tradition, seit die Existenz verschiedener

¹ Beim vorliegenden Text handelt es sich um eine geringfügig revidierte Fassung des Vortrages anlässlich des Dies academicus an der Universität Luzern vom 5. November 2003.

² Buschor, Ernst / Gilomen, Heinz / McCluskey, Huguette (2003): PISA 2000: Synthese und Empfehlungen, Neuenburg.

³ Für die kodifizierte deutsche Einheitssprache wird hier nicht wie im Vortrag der Terminus «Hochdeutsch», sondern «(deutsche) Standardsprache» verwendet.

Sprachformen überhaupt ins Bewusstsein tritt. So hält Johann Caspar Lavater 1766 den Dialekt für seine «Schweizer Lieder» für «schlechterdings unanständig»⁴; der Kirchenhistoriker und Dichter Karl Rudolf Hagenbach begründet 1828, warum es aus demokratischen Gründen doch ganz gut sei, den Basler Dialekt nicht aufzugeben⁵. Im Jahre 1987 wird der Stadtrat von Luzern in einer Motion damit beauftragt, das Geschäftsreglement des Grossen Stadtrates, der Legislative, dahingehend zu ändern, dass Standardsprache bei den Ratsverhandlungen vorgeschrieben werde, nachdem damals vor allem die Ratslinke mit Dialekt-Voten aufgefallen ist. Der Motionär begründet sein Anliegen wie folgt: «Je grösseren Raum das Schweizerdeutsche einnimmt, desto mehr schwindet die Fähigkeit, sich in der Hochsprache schriftlich und mündlich auszudrücken. Aus diesen Überlegungen finde ich es angebracht, dass auch in unserem Parlament aus effizienten Gründen, und um auch die Würde des Hauses zu wahren, wieder hauptsächlich hochdeutsch gesprochen wird.» Die Aufzählung könnte fortgesetzt werden bis zur gegenwärtigen, vornehmlich bildungspolitisch geführten Diskussion um eine Revitalisierung der Standardsprache, eine Diskussion, die uns als im Bildungswesen Engagierte und als Sprachbewusste angehen muss.

Ich möchte im Folgenden den heutigen Gebrauch von Dialekt und Standardsprache in der deutschsprachigen Schweiz skizzieren und dabei insbesondere nachzeichnen, wie die beiden Sprachformen in unterschiedlichen Arten der Mündlichkeit und Schriftlichkeit präsent sind, dann die Frage stellen, ob der deutschschweizerische Sprachformengebrauch mit seiner ungewöhnlichen Dialektlastigkeit für das schlechte Abschneiden im internationalen PISA-Projekt (mit-)verantwortlich gemacht werden kann und ob ein vermehrter Gebrauch der Standardsprache in unseren Bildungsinstitutionen ein taugliches Rezept ist gegen Schwächen in der Kompetenz im Umgang mit der Standardsprache. Ganz am Schluss möchte ich überlegen, was vom Dialekt als Glücksfall bleibt.

Das besondere Nebeneinander von Dialekt und Standardsprache in der Deutschschweiz, das heute einige Bildungspolitikerinnen und -politiker als Fallstrick für den schulischen Erfolg betrachten, wird in der Soziolinguistik als

⁴ Zitiert nach Schwarzenbach, Rudolf (1969): Die Stellung der Mundart in der deutschsprachigen Schweiz. Frauenfeld, 20.

⁵ Hagenbach, Karl Rudolf (1828): Einige Gedanken über das Baseldeutsche oder «sollen wir in unserer Umgangssprache das sogenannte Baseldeutsche beibehalten und in wie fern?» In: Baslerische Mittheilungen zur Förderung des Gemeinwohls. 3. Jahrgang. Basel, 111–129.

⁶ Vgl. Charles Ferguson (1959): Diglossia. In: Word 15, 325–340.

«Diglossie» bezeichnet⁶. Mit «Diglossie» wird ein bestimmter Typ des Sprachgebrauchs begrifflich erfasst, der sich dadurch auszeichnet, dass in einer Sprecher-gemeinschaft zwei nah verwandte Sprachformen für verschiedene Funktionen gebraucht werden. In der Deutschschweizer Ausprägung der Diglossie, die gerne als «mediale Diglossie» bezeichnet wird,⁷ werden die beiden Sprachformen Dialekt und Standardsprache – je nach Kommunikationsmedium, nach Art der Sprachübermittlung – gewählt, und zwar sprechen Deutschschweizerinnen und Deutschschweizer Dialekt und schreiben Standardsprache, allerdings mit Überlappungen: Dialekt wird gelegentlich auch geschrieben; in einigen besonderen, meist hochgradig formellen Konstellationen ist die deutsche Standardsprache als gesprochene Sprache institutionalisiert. In der Alltagskommunikation mit Dialektunkundigen ist Standardsprache als Kommunikationsmittel zur gegenseitigen Verständigung unabdingbar.

Was die Diglossie überdies ausmacht, ist der Umstand, dass alle Deutschschweizerinnen und Deutschschweizer, unabhängig von ihrer sozialen Herkunft, sich an dieses Arrangement halten, so dass der gesprochene Dialekt resp. seine Sprecherinnen und Sprecher – anders als anderswo – keinerlei Stigmatisierung erfahren. Dialekt ist für alle die erste Sprachform, die als Kind erworben wird, und er ist jene Sprachform, die bedenkenlos im privaten und öffentlichen Alltag verwendet werden kann, nein sogar verwendet werden muss, will man nicht riskieren, als schrullig zu gelten. Nicht wie eine Fremdsprache, aber wie eine Art von vertrauter Schwestersprache muss die Standardsprache gelernt werden, spätestens in der Schule, wo Schreib- und Lesefertigkeit als unverzichtbare Kulturtechniken vermittelt werden und die Beherrschung der Standardsprache unverzichtbar ist.

Wir sprechen also Dialekt und schreiben Standardsprache. Dessen ungeachtet, welche Sprachformen, ja welche Sprachen überhaupt, gebraucht werden, sind Sprechen und Schreiben sprachliche Aktivitäten, die unter derart unterschiedlichen Produktions- und Kommunikationsbedingungen stattfinden, dass sich erhebliche Differenzen zwischen gesprochener und geschriebener Sprache

⁶ Vgl. Gottfried Kolde (1981): Sprachkontakte in gemischtsprachigen Städten. Wiesbaden; zudem: Roland Ris (1990): Diglossie und Bilingualismus in der deutschen Schweiz: Verirrung oder Chance? In: Jean-Pierre Vouga (Hg.): Die Schweiz im Spiegel ihrer Sprachen. Aarau, 40–49; Iwar Werlen (1998): Mediale Diglossie oder asymmetrische Zweisprachigkeit? In: Babylonia 1, 22–35. Zu kontroversen Auseinandersetzungen mit der Deutschschweizer Sprachsituation vgl. die Beiträge von R. Berthele und W. Haas in: Helen Christen (Hg.) (im Ersch.): Dialekt, Regiolekt und Standardsprache im sozialen und zeitlichen Raum. Wien.

ergeben, also auch zwischen gesprochenem und geschriebenem Französisch, zwischen gesprochenem und geschriebenem Urdu.⁸

Gesprochene Sprache ist in eine Situation eingebunden, in der die Sprecherinnen und Sprecher im Hier und Jetzt aufeinander bezogen sind, sie können sich spontan aufeinander einstellen, und auch ohne vorherige Planung miteinander sprechen. Neben verbalen stehen eine ganze Reihe von para- und nonverbalen Mitteln wie Stimmführung, Gestik, Mimik zur Verfügung, die es ermöglichen, jederzeit auf die Erfordernisse der Situation einzugehen und sich mit dem Partner, der Partnerin kommunikativ zu arrangieren.

Geschriebene Sprache ist dagegen situationsunabhängig. Ein Text muss so geschrieben werden, dass ihn der Adressat, die Adressatin unabhängig von der Entstehungssituation lesen kann. Schreiben als Produktionsprozess findet zwar wie Sprechen in einem Hier und Jetzt statt, der Text selbst ist aber zeitlich und räumlich nicht gebunden. Schreiben als Produktionsprozess erlaubt ganz nach Belieben längere oder kürzere Pausen und macht damit Planung möglich; bereits Geschriebenes kann man im Nachhinein – mit den aktuellen technischen Hilfsmitteln unbemerkt – korrigieren.

Die unterschiedliche situative Einbettung, die unterschiedliche räumliche, aber auch emotionale Nähe zwischen den Kommunikationspartnern und -partnerinnen beim Sprechen und Schreiben zeigen sich auf sprachlichen Ebenen an einer ganzen Reihe von Unterschieden, sei es, dass in der schriftlichen Sprache im Unterschied zur mündlichen mehr verschiedene Wörter vorkommen, sei es, dass man beispielsweise mehr Passivkonstruktionen und mehr komplexe Sätze feststellen kann. Die gesprochene Sprache weist mehr modalisierende und gesprächsorganisierende Partikel wie nun, denn, mal resp. öppe, dänk, aber auf als die geschriebene Sprache. Die gesprochene Sprache ist redundanter, d.h. wir sichern das, was wir sagen wollen, in der Mündlichkeit durch Wiederholungen ab, um der Flüchtigkeit des gesprochenen Mediums entgegenzuwirken.

Es gibt nun aber Redesituationen, also gesprochensprachliche Kontexte, welche Äusserungen mit einer Modalität, einem Stil verlangen, wie er eigentlich für das Schreiben typisch ist – wie zum Beispiel ein Vortrag an einem Dies academicus – genauso wie es Schreibsituationen gibt, in denen eher mündlich geprägte Texte

⁸ Vgl. Jürg Niederhauser (2002): «Einfach telefonieren, den Hörer abheben und hineinsprechen». Vom Sprechen und Schreiben über weite Entfernungen bis zum Schreiben am Telefon. In: Kurt Stadelmann / Thomas Hengartner (Hg.): Telemagie. Zürich, 200–224.

erwartet werden können, wie etwa in einem Privatbrief. Von Mündlichkeit und Schriftlichkeit ist also auch im Zusammenhang mit stilistischen Phänomenen die Rede. Die Begriffe Mündlichkeit und Schriftlichkeit werden offensichtlich in doppeltem Sinn gebraucht, und es ist sinnvoll, dies auch terminologisch auseinander zu halten:⁹ Mediale Mündlichkeit resp. Schriftlichkeit meint den Umstand, dass es hinsichtlich der Übermittlung genau zwei Möglichkeiten gibt, nämlich entweder Sprechen oder Schreiben. Dagegen wird mit dem Begriffspaar der konzeptionellen Mündlichkeit resp. Schriftlichkeit das formale Gepräge, die Modalität einer Äusserung in den Blick genommen, die irgendwo auf einem Kontinuum zwischen zwei stilistischen Polen lokalisiert ist. Auf dieser Ebene des Stils gibt es kein Entweder-Oder, sondern ein Mehr oder Weniger an sprachlichen Merkmalen jenes Typs, die beim prototypischen Sprechen und Schreiben vorkommen.

Was sollen diese Ausführungen über Aspekte der Mündlichkeit und Schriftlichkeit im Zusammenhang mit der deutschschweizerischen Diglossie? Ich möchte deutlich machen, dass in medial diglossischen Sprechergemeinschaften unabhängig von der Konzeption, vom intendierten Stil, Dialekt gesprochen, Standardsprache geschrieben wird. Der Dialekt – und das ist für nicht in der Deutschschweiz Sozialisierte äusserst ungewöhnlich und auffällig – der Dialekt verfügt über ein ausgebautes stilistisches Repertoire. Es gibt also auch Dialekt mit dem stilistischen Gepräge konzeptioneller Schriftlichkeit. Für den Dialekt gibt es weder thematische, noch stilistische Schranken: Noch so Anspruchsvolles, noch so Komplexes und gedanklich Elaboriertes können wir im Dialekt äussern. Damit uns das gelingt, halten wir die Mundart maximal flexibel: wir transferieren (neue) Wörter aus der Standardsprache (vgl. luzerndeutsch Muu(l) «Mund», jedoch Mundaart; Schtandaartschpròch), integrieren aus anderen Sprachen (vgl. luzerndeutsch Kchòmpjuuter «Computer»), wir transferieren standardsprachliche Satzmuster in den Dialekt. Allerdings hat diese Flexibilität, welche die radikale mediale Diglossie erst ermöglicht, ihren Preis – wer findet, dass sich konzeptionelle Schriftlichkeit und Dialekt nicht vertragen, stört sich am so genannt unreinen Dialekt, beklagt einen papieren daherkommenden Dialekt, moniert die Wörter, die aus der Standardsprache oder dem Englischen entlehnt sind.

Ist der Preis, den wir für diesen eingespielten Sprachformengebrauch be-

⁹ Vgl. Peter Koch / Wulf Oesterreicher (1994): Schriftlichkeit und Sprache. In: Hartmut Günther u.a. (Hg.): Schrift und Schriftlichkeit. 1. Halbband. Berlin, New York, 587–604.

zahlen, aber nicht noch ungleich höher als eine Annäherung des Dialekts an die Standardsprache, eine Annäherung, die – ausser einigen Sprachpflegern – niemandem wirklich weh tut? Lassen die enttäuschenden Ergebnisse der PISA-Studie nicht den bildungspolitisch höchst brisanten Schluss zu, dass die Schülerinnen und Schüler und später die Studierenden genau wegen dieses extensiven Dialektgebrauchs im Leseverstehen versagen? Und dass zur Lösung des Problems ein vermehrter Gebrauch der Standardsprache in den Bildungsinstitutionen zu verordnen ist? Ein vorschneller oder zumindest ungenauer Schluss, wie ich meine, weil er einmal mehr Standardsprache mit Elaboriertheit, mit konzeptioneller Schriftlichkeit und Dialekt mit Anspruchslosigkeit, mit konzeptioneller Mündlichkeit gleichsetzt, und das wider jede Alltagserfahrung.

Vergegenwärtigen wir uns nämlich, was in der PISA-Erhebung 2000 im sprachlichen Bereich untersucht wurde, so handelte es sich um eine Messung der rezeptiven Kompetenz des Lesens, des Textverstehens als kultureller Schlüsselkompetenz.¹⁰ Die über 5000 Schülerinnen und Schüler der Deutschschweizer Untersuchungsgruppe wurden daraufhin getestet, wie sie mit Texten umgehen können, ob sie – im schwierigsten Fall – unvertraute, komplexe Texte flexibel nutzen können – in meiner Terminologie, ob sie Texte mit einem sehr hohen Grad an konzeptioneller Schriftlichkeit angemessen aufnehmen und verarbeiten können. Konzeptionelle Schriftlichkeit ist aber weder an das Schreiben noch an eine Sprache oder eine Sprachform gebunden: Konzeptioneller Schriftlichkeit kann man in der Deutschschweiz auch in der medialen Mündlichkeit und damit in der Sprachform Dialekt begegnen.

Ich meine, nicht der Dialekt ist der Fallstrick, sondern der – vielleicht fehlende oder der wenig gezielte – Umgang mit konzeptioneller Schriftlichkeit. Sollte der deutschschweizerische Sprachformengebrauch tatsächlich dem Leseverstehen hinderlich sein, so müssten in der französisch- und italienischsprachigen Schweiz deutlich bessere Resultate erzielt werden, ebenso in Deutschland, wo sich die Leute sprachlich anders arrangieren.¹¹ Die Romands, die ihre Dialekte praktisch aufgegeben haben, schneiden tatsächlich geringfügig besser ab als die Testpersonen aus der Deutschschweiz und dem Tessin; der Unterschied ist allerdings nur

¹⁰ Vgl. Für das Leben gerüstet? Die Grundkompetenzen der Jugendlichen – Nationaler Bericht der Erhebung PISA 2000. Hg. Bundesamt für Statistik und Schweizerische Konferenz der Erziehungsdirektoren. Neuenburg 2002.

¹¹ Eine wissenschaftliche Untersuchung der tatsächlichen Wirkungsweise des Faktors «Dialekt als Erstsprache» auf die Grösse «Leseverstehen» steht leider aus.

zwischen der frankofonen und italofoenen Schweiz statistisch signifikant, und das, obwohl in den Tessiner Kindergärten – anders als in der Deutschschweiz – selbstverständlich auch mit den Kleinsten italienische Standardsprache gesprochen wird. Der Unterschied im Ländervergleich zwischen Deutschland und der Schweiz schliesslich fällt geringfügig zugunsten der Schweiz aus. Bemerkenswert ist aber, dass die einzelnen deutschen Bundesländer sehr unterschiedlich abschneiden und ausgerechnet die Jugendlichen aus Bayern und Baden-Württemberg erfolgreicher lesen als etwa Schulkinder aus Bremen,¹² ausgerechnet, weil wir in Deutschland von einem sprachlichen Nord-Süd-Gefälle ausgehen können, mit grösserer Dialektpräsenz und -akzeptanz im Süden.¹³ Gerade dort, wo zumindest ein Teil der Kinder sprachlich ähnlich sozialisiert wird wie in der Deutschschweiz, dort wo die Standardsprache teilweise gelernt und instruiert werden muss, werden die besten Leseresultate erreicht. Natürlich trägt weder in Deutschland noch in der Schweiz ein einziger Faktor, sondern ein ganzes Faktorenbündel zum Leseerfolg oder -misserfolg bei – welche Rolle dabei dem Dialekt tatsächlich zukommt, ist leider nicht erforscht. Das muss umso mehr bedauert werden, weil sich die Frage nach dem Dialekt als Fallstrick in Bezug auf Nicht-Ortssprachige mit einigem Recht stellen liesse, deren erfolgreiche soziale Integration und vor allem deren schulischer Erfolg ja entscheidend davon abhängt, ob sie gleichzeitig die zwei linguistisch nah verwandten Sprachformen Dialekt und Standardsprache auseinander halten und beherrschen können. Die PISA-Studie zeigt zwar, dass nichtortssprachige Kinder in allen Landesteilen schlechter abschneiden als ortssprachige; inwiefern die Deutschschweizer Sprachsituation allerdings diesen Unterschied noch vergrössert, geht leider nicht aus den Daten hervor.

Eine der Massnahmen zur Verbesserung der Lesekompetenz, die die sogenannte PISA-Steuerungsgruppe empfiehlt, nämlich einen «vermehrten, früheren und anspruchsvolleren» Gebrauch der Standardsprache, ist im Hinblick auf die Migrantenkinder aber sicher nicht falsch, weil diese vermutlich wenig Gelegenheit haben, im ausserschulischen Alltag der Standardsprache zu begegnen, dessen

¹² Deutsches PISA-Konsortium (Hg.): PISA 2000 – Die Länder der Bundesrepublik Deutschland im Vergleich. Opladen 2002.

¹³ Claus Schuppenhauer/Iwar Werlen (1983): Stand und Tendenzen in der Domänenverteilung zwischen Dialekt und deutscher Standardsprache. In: Werner Besch u.a. (Hg.): Dialektologie. Ein Handbuch zur deutschen und allgemeinen Dialektforschung. Bd. 2. Berlin / New York, 1411–1427.

KenntnisbeidenEinheimischen schon im Alter des Schuleintritts beträchtlich ist.¹⁴ Ich stelle aber in Frage, ob man sich in Bezug auf die Ortssprachigen von einem vermehrten oder gar ausschliesslichen mündlichen Gebrauch der Standardsprache eine Verbesserung des Leseverstehens versprechen kann, um die es ja in der PISA-Studie geht. Die Verschreibung der Standardsprache hat sehr wohl einen Nutzen – aber wohl nicht den, den die Verantwortlichen in der Bildungspolitik zu erreichen glauben. Der vermehrte Gebrauch der Standardsprache, der ja eigentlich gegen die sozial verbindlichen Alltagsregeln des Dialekt-sprechens verstösst, befähigt zu etwas anderem: nämlich dazu, eine gewisse Routine im spontanen, ungeplanten – eben konzeptionell mündlichen – Standardsprechen zu erwerben, eine sprachproduktive Fertigkeit, die früher ganz einfach nicht gefragt war. Die Standardsprache scheint lange Zeit in der Schweiz ausschliesslich Schriftsprache gewesen zu sein, was bis in die heutige Zeit nachwirkt, wo im Alltag paradoxerweise von «Schriftdeutsch sprechen» die Rede ist. Rudolf Schwarzenbach stellt fest, dass bis weit ins 19. Jahrhundert hinein auch in den Bildungsinstitutionen der Dialekt die Umgangssprache und die Standardsprache die Sprachform der Schrift war, die man keineswegs als frei gesprochene Sprache beherrschte. Mithilfe von Buchstabierbüchlein und Katechismus lernte man die Standardsprache, und man löste sich im Schulunterricht wohl kaum von den schriftlichen Vorlagen, sondern schulisches Frag- und Antwortspiel diente dem Einschleifen der Formeln, die man zuvor zusammenbuchstabiert hatte.¹⁵

Dass die Standardsprache heute auch als gesprochene Sprache, und zwar als frei gesprochene Sprache verlangt wird, ist in einer Welt, die durch Mobilität und Migration bestimmt ist, selbstverständlich. Standardsprachen sind ja jene Sprachformen, die sich moderne Gesellschaften durch sprachplanerische Massnahmen geschaffen haben, um in erster Linie die schriftliche und zunehmend auch die mündliche, weiträumige Kommunikation zu ermöglichen. Die deutsche Standardsprache ist das gemeinsame Dach, unter dem sich Sprecherinnen und Sprecher mit ihren unterschiedlichen Deutschs versammeln, sie ist der relativ stabile und einheitliche Referenzpunkt, an dem sich Deutschsprachige und jene, die Deutsch als Fremdsprache lernen, orientieren können. Immer öfter kommen

¹⁴ Annelies Häcki Buhofer/Harald Burger (1998): Wie Deutschschweizer Kinder Hochdeutsch lernen: der ungesteuerte Erwerb des gesprochenen Hochdeutschen durch Deutschschweizer Kinder zwischen sechs und acht Jahren. Stuttgart.

¹⁵ Vgl. Rudolf Schwarzenbach (vgl. Fussnote 4), 389 ff.

Deutschschweizerinnen und Deutschschweizer in ihrem Alltag in Situationen, in denen die gesprochene Standardsprache schlicht eine Frage der gegenseitigen Verständigung ist. War es früher erste Pflicht der Schule, ausnahmslos allen den Zugang zur geschriebenen Standardsprache zu garantieren, so kommt heute die Pflicht dazu, den Schülerinnen und Schülern, den Studentinnen und Studenten auch Standardsprechen, nicht bloss Standardsprache-Ablesen, beizubringen. Und genau dafür mag die standardsprachliche Turnstunde, der standardsprachliche Zeichenunterricht ein Training zu sein: für lockeres, ungeplantes Standardsprechen also.

Zur Förderung des Verständnisses komplexer geschriebener Texte ist es mit Standardsprechen allein nicht getan. Leseverstehen verlangt andere Fähigkeiten als eine stark im Hier und Jetzt ablaufende Nähe-Kommunikation. Um einen komplexen, situationsunabhängigen Text verstehen zu können, sind zwar Kenntnisse, genauer: rezeptive Kenntnisse der grammatischen Regeln und der Wörter der Standardsprache unabdingbar. Darüber hinaus muss mit Hilfe auch des Textsortenwissens – eine Erzählung ist anders organisiert als ein Sachtext aus der Jurisprudenz – und mit Hilfe des Weltwissens ein sinnvoller Text von den Leserinnen und Lesern mental eigentlich konstruiert werden. Diese Fertigkeiten kann man wohl nur in der Begegnung mit zunehmend anspruchsvolleren Äusserungen lernen, seien sie gesprochen oder geschrieben, Äusserungen, die man unter kundiger Anleitung und entsprechend grossem Zeitaufwand zu entschlüsseln lernt.

Der Dialekt als solcher ist dem Leseverstehen wohl kaum hinderlich, was jedoch kein Grund sein kann, die Kompetenzen des standardsprachlichen Schreibens und Sprechens in den Bildungsinstitutionen nicht zu fördern. Was aber hindert uns eigentlich daran, der unbestritten notwendigen Standardsprache nicht einen wichtigeren Platz im Alltag einzuräumen? Was macht den Dialekt für seine Sprecherinnen und Sprecher derart attraktiv, dass es bis auf den heutigen Tag keinem Elternpaar einfallen würde, seine Kinder standardsprachlich zu sozialisieren? Was also bleibt vom Dialekt als Glücksfall? Es bleibt sein unanfechtbarer Bonus als Alltagssprache aller Deutschschweizerinnen und Deutschschweizer. Natürlich ist die Auffassung naiv, in der Deutschschweiz würden sich soziale Unterschiede sprachlich nicht manifestieren. Sie manifestieren sich sehr wohl, allerdings innerhalb dialektalen Sprechens.¹⁶ Das Gute an diesem Umstand ist,

¹⁶ Vgl. Helen Christen (1988): Sprachliche Variation in der deutschsprachigen Schweiz. Stuttgart.

dass Dialekte als gesprochene Sprachformen natürlicherweise ein grosses Variationsspektrum, aber keine kodifizierte und damit keine von einer Bildungselite einklagbare Norm haben. Ist in einer Sprechergemeinschaft der Dialekt als primär erworbene Sprachform gleichzeitig die Alltagssprache aller, muss – wie eingangs auf den Punkt gebracht – niemand Angst haben, falsch zu sprechen: Jene Sprache, jene Sprachform nämlich, die wir als erste auf dem zuverlässigen Weg der ethnischen Tradierung – von den Eltern zum Kind – lernen, können wir gar nicht anders als «richtig» erwerben.

Weil schon in Weil am Rhein der Gebrauch von Dialekt und Standardsprache ein wenig anders geregelt ist, hat die spezifisch deutschschweizerische Handhabung des Dialekts als Alltagssprache zugleich identitätsstiftenden Charakter. Was Schweizerinnen und Schweizer deutscher Sprache miteinander verbindet und sie von ihrer deutschsprachigen Nachbarschaft unterscheidet, ist nicht, dass sie einen gemeinsamen Dialekt sprechen würden, sondern dass sie gemeinsam einen – unterschiedlichen – Dialekt sprechen, über deren Gebrauch sie sich einig sind. Diese Praxis des gemeinsamen Dialektsprechens bietet sich überdies als bestens taugliche Metapher für das demokratische Selbstverständnis an.

Weil es diese gemeinsamen Vorstellungen, weil es diese sozialen Regeln gibt, wie die zwei Sprachformen Dialekt und Standardsprache zu gebrauchen sind, hat es der einzelne Sprecher, die einzelne Sprecherin in der Hand, sich regelkonform oder regelwidrig zu verhalten. In der Regelwidrigkeit liegt ein schöpferisches Potential: Dialekt beispielsweise für schriftliche Äusserungen zu verwenden, heisst, gegen die Norm des konventionalisierten Standardschreibens zu verstossen und einen Text mit zusätzlichen konnotativen Bedeutungskomponenten zu versehen – im mindesten ist geschriebener Dialekt ungewöhnlich und dadurch auffällig. Weil es keine verbindlichen Verschriftlichungsregeln gibt, heisst Dialektschreiben gleichzeitig, sich an keine orthografischen Normen halten zu müssen. Es entstehen individuelle Verschriftlichungen mit dem Charme des Ungelenken, die den Text von den Assoziationen einer steifen, normativen Schriftlichkeit befreien, was sich Postkartenschreiber und Werbeleute gelegentlich zunutze machen.

Das schöpferische Potential des Normverstosses schwächt sich ab, wenn viele gegen die Norm verstossen. Wenn Jugendliche und junge Erwachsene ihre SMS und ihre Chat-Beiträge im Internet im Dialekt schreiben, so ist diese Sprachformwahl kaum mehr als Provokation gedacht, ganz einfach darum, weil es sich um Kommunikation Gleichgesinnter mit übereinstimmenden Normen handelt.

Der geschriebene Dialekt ist eher als Hinweis zu verstehen, dass der Text als ein konzeptionell gesprochener, nämlich informeller Text intendiert ist.¹⁷ Dieser unbeschwerte Gebrauch des Dialekts als Schriftsprache wird von Aussenstehenden gerne negativ bewertet; er kann aber auch gesehen werden als unverkrampfter Umgang mit der Schriftlichkeit, für die nun – wie für die Mündlichkeit – zwei Sprachformen zur Verfügung stehen, die das Ausdrucksrepertoire in der medialen Schriftlichkeit beträchtlich erweitern, ein Glücksfall also.

Und zum Schluss mit Augenzwinkern: Ist es nicht ein Glücksfall, dass wir in der Deutschschweiz diese besondere Sprachformensituation haben, die uns jederzeit eine passable Erklärung für allerlei Missliebiges bereithält, dafür, warum etwa die binnenschweizerische Kommunikation zwischen den Sprachgebieten nicht klappt, dafür, warum wir in der Schule und im Studium nicht so gut sind, wie wir es gerne hätten. Da kommt uns doch der Dialektgebrauch als Sündenbock wie gerufen.

¹⁷ Helen Christen (im Ersch.): Dialekt-Schreiben oder sorry ech hassä Text schribä. In: Elvira Glaser (Hg.): Akten der 14. Arbeitstagung zur alemannischen Dialektologie in Boldern (Männedorf), 15.–18. September 2002.